

Junge Dichtung

Bis der Tau fällt...

Ehe sie eintreten, fliegt die Taube voran, jene des unseligen Traums, den du immer aufs neue beginnen kannst, aber nur wieder voll Unheil, voll Verwirrung, in vielen Gestalten. (Der Garten ist eine einzige Rose aus Weiß, die sich unendlich bescheiden entfaltet, die fallenden Blumenblätter sind schön, und morgen werden sie Hostien sein im purpurfarbenen Kelch am Altar.) Die Taube fliegt still empor. Noch stehen sie an der Schwelle, aber dann nimmt sie das Duften hinein. Und sie gehen ein in den weiten und tiefen Traum, sie atmen Traum, sie werden gefangen von weißen Liedern aus Gestern und Damals, von weißen Glocken aus Morgen, sie glauben alle Wege zu wissen ins Heute, sie gehen und lächeln und beugen sich über die Brunnenränder und lächeln auch dann noch, wenn die Brunnenwasser die gewohnten wellenden Bilder vergessen, lächeln die Stunden an, die rinnen wie reiner, labender Wein.

Bis der Tau fällt... Dann führt sie gewiß eine sanftere Wolke hinein und hinauf in das stillste Heiligtum. Aber es wird nimmer Tau fallen, denn sie gehen immer dieselben Wege, immer dieselben täuschenden Wege. Immer noch glühen die Ampeln, schwimmen die Sterne, raunen die Winde. Schlummernde Kinder gehen einher bis in den Rand des Gartens, drehen sich einmal leise um ihren Schatten aus Mondlicht, gehen zurück, und wieder zurück, denn immer ist Nacht, immer schwanken die qualvollen Ampeln, und die einsame Taube kreist schwer. Sie zieht kleinere Kreise, es kann nimmer Morgen werden, aus Nacht wird nur blauer der Abend, blauer und violetter die Nacht. Und engere Weisen beten die Nonnen, beten das Ave Maria, wenn es lila im Garten ist, beten: erlöse uns heute, o Herr, gehen umher wie weiße schimmernde Krüge im Dunkeln, beten: wir glauben an dich, wenn es rasch wieder Nacht geworden ist ohne den Morgen, beten: o Herr, Herr, tief ist die Nacht und lang... Bis der Tau fällt werden sie selig sein, aber der Tau wird nimmermehr fallen...

Friderike Mayröcker

Ingeborg Bachmann:

Wie soll ich mich nennen?

Einmal war ich ein Baum und gebunden, dann entschlüpfte ich als Vogel und war frei, in einen Graben gefesselt gelunden, entließ mich berstend ein schmutziges Ei.

Wie halt ich mich? Ich habe vergessen, woher ich komme und wo ich geh, ich bin von vielen Liebern besessen, ein harter Dorn und ein flüchtendes Reh.

Freund bin ich heute den Ahornzweigen, morgen vergehe ich mich an dem Stamm... Wann begann die Schuld ihren Reigen, mit dem ich von Samen zu Samen schwamm?

Aber in mir singt noch ein Beginnen — oder ein Ende — und wehrt meiner Flucht: ich will dem Pfeil dieser Schuld entrinnen, die mich im Sandkorn und Wildente sucht.

Vielleicht kann ich mich einmal erkennen: eine Taube einen rollenden Stein... Ein Wort nur heißt! Wie soll ich mich nennen, ohne in anderer Sprache zu sein?

Reinhard Federmann:

Ein Held seiner Zeit

Willy war kein Quecksilber, im Gegenteil, er wußte weder mit seinem zu rasch gewachsenen Körper noch mit seinen unterernährten Gefühlen etwas anzufangen und fühlte sich immer schrecklich einsam, wenn er allein war. Gern hätte er sich einmal ganz romantisch verliebt, er redete sich auch ein paarmal ein, daß es soweit sei, aber es war nie das Richtige. So versuchte er eine markante Existenz zu führen: halb Taschengeldempfänger, halb Bohemien, das ging auch nicht ganz, aber man konnte es sich doch wenigstens einreden, solange es Leute gab, die einem etwas zu trinken zahlten, Mädchen, die sich gern exaltierten, und Wohnungen, in denen man den Bohemien spielen konnte. Für Willy gab es immer solche Leute, solche Mädchen und solche Wohnungen, denn er hatte ein gutes Gedächtnis und merkte sich besonders gut Witze, er hatte lustige Einfälle, wenn er nicht allein war (allein zu sein, das war das Schrecklichste, was es gab), und er hatte ein chaotisches mimisches Talent. Die Mädchen, die sich gern exaltierten (weil sonst alles so langweilig und traurig war), interessierten sich, fauchte er in einer Gesellschaft auf, gleich brennend für ihn, weil sie die verwandte Seele spürten. Kannten sie ihn aber längere Zeit, so konnten sie ihn nicht mehr ausstehen. Wahrscheinlich war er ihnen zu verwandt, was sie bei ihm fanden: Stüchtheit, künstliche Erregung, rasche Ermattung (dann war alles unerträglich) — das Schillern einer Schmelzflöße und die Verzweiflung eines Menschen, der von seiner Sinnlosigkeit weiß —, das hatten sie alles selbst.

Hertha Kräftner:

Der Kopf

Als sie eines Abends vor dem Spiegel stand, merkte sie, daß sie ihren Kopf verloren hatte. Sie griff entsetzt nach jener Stelle an ihrem Hals, wo sie ihn sonst getragen hatte, aber da war nichts. Sie begriff die Leere nicht. Ihre Hände standen hilflos in der Luft und wußten nicht, was tun. In ihrer Aufregung begannen sie zu tasten, an ihrem eigenen Körper, an den Wänden, an den Gegenständen. Alles war wie immer, nur ohne Farbe. Und dann fühlte sie, daß

einmal streifte etwas Weiches ihren Hals und als sie mit den Händen danach griff, war es Haar. Sie tastete weiter und erkannte mit einem niegefühlten Schauer, daß es ihr Kopf war, der in der Luft hing. Die Haut war weich und warm, die Lippen feucht. Das Haar fiel lang nach hinten. Sie berührte die Lippen und fand, daß sie sich bewegten: ihr Kopf sprach. Da preßte sie sich mit aller Kraft an ihn, verzweifelt, wütend, aber das alles doch nur wie aus

Die Auswahl ist willkürlich, improvisiert und unvollkommen, muß es schon deshalb sein, weil erzählende Prosa und Dramatisches im hier gebotenen Umfang keine charakteristischen Proben bieten können. Selbst aus dieser fragmentarischen Übersicht geht jedoch hervor: Es gibt eine Fülle junger Dichterinnen und Dichter, reich und bunt in ihrer Vielfalt, teils begabt und teils schon mehr als begabt. Die gesuchte, gefürchtete und erwartete „Generation von morgen“ ist im Begriff, die Generation von heute zu werden. Und nicht sie versagt, sondern die anderen versagen vor ihr.

Wer die schreibende Jugend kennt und selbst schreibt, möchte immer wieder auf sie aufmerksam machen. Aber besser als einen neuen polemischen Artikel zu verfassen, in dem er die Öffentlichkeit zur Hilfe aufruft, aus dem aber keine Hilfe für die Schützlinge und nur ein Honorar für ihn resultiert, tritt der Freund dieser Jugend zurück und läßt jene, die sonst kein Gehör finden, selbst sprechen.

Einer von ihnen hat kürzlich geschrieben, das erzwungene Schweigen der Jugend sei „eine Anklage, von der sich die staatliche Gemeinschaft nie und vor keiner irdischen und vor keiner menschlichen Instanz mehr relativ waschen kann“. Hat er recht? Würde heute selbst Rilke oder Elise Lasker-Schüler fünfundsiebzigjährig, würde man ihre Begnadung zwar erkennen, aber nicht fördern können. Die Tageszeitungen haben keinen Platz, die Verleger müssen Franz-Josephs-Bücher verlegen, der Zeitschriften werden immer weniger, die Anthologien kommen kaum an die Öffentlichkeit. Aber gerade darum geht es; der junge Dichter war nie wohlhabend, aber er wurde erkannt und gehört. So ist es dankenswert, daß eine große Zeitung sich bereit findet, das Tor zu öffnen, das Schweigen zu brechen und die Schwiegenden zum Reden zu ermutigen. Auch jene, die hier nicht vorgestellt werden, haben teil an der österlichen Begegnung einer Generation mit ihren Lesern. Die Glocken ertönen wieder, ein Anfang ist gemacht.

Hans Weigel

alles still war, obgleich sich manches im Raum bewegte. Auch sie selber ging ohne Geräusch; ihr Rock rauschte nicht mehr und ihre Schuhe klapperten nicht mehr. Einmal stieß ihr Leib gegen eine Kante, aber sie empfand keinen Schmerz. So wanderte sie ruhelos und immer die Hände bewegend im Zimmer umher, bis sie müde wurde und sich setzte. Sie spürte dumpf die Zeit vergehen und wußte in ihrem ganzen Körper, daß die Stunde lang vorbei war, zu der der Mann hätte kommen sollen. Vielleicht stand er noch vor der Tür, aber sein Klopfen nützte nichts; sie konnte ihn nicht hören.

Ihr Blut schlug gegen die Haut und drängte nach oben, aber sie mußte bleiben wie Stein. Langsam füllte sich ihr Leib mit einer ungewissen Traurigkeit und wurde kühl und schwer. Angst fiel über sie. Da begann sie wieder zu wandern und ging die gewohnten Wege zwischen den Möbeln. Aber

einer Ferne fühlend, preßte sie sich an ihn, um ihn zu verstehen. Aber es drang kein Klang in sie. Sie schüttelte den Kopf außer sich und doch schon bang, aber sie hörte nichts. Da versuchte sie, sich darunter zu stellen und den Kopf an jene Stelle zu bringen, wo er immer gewesen war. Aber sie erkannte bald, daß er um ein kleines Stück zu hoch hing, als daß ihn ihr Hals hätte erreichen können. Nun schleppte sie Stühle herbei, dicke Bücher und Kissen, aber was immer sie versuchte, sie paßte nicht mehr zu ihrem Kopf; er war einmal zu hoch über ihr und dann wieder zu tief unter ihr. Endlich gab sie es auf. Müde und schwer sank sie nieder. Sie lag auf dem Hügel aller jener Dinge, die ihr nicht hatten helfen können, ihren Kopf an sich zu bringen. Nach einiger Zeit regte sie sich nicht mehr. Ihr Kopf schaukelte leise beim Sprechen und streifte mit seinem langen Haar leicht den Hals der Schlafenden.

Töten ist leichter als sterben

Aus dem Roman „Tote auf Urlaub“ von Milo Dor

Nenad war ein Serbe aus Bosnien, der 1941 mit seinen Eltern, kleinen Handwerkern, aus der von den Ustaschi bedrohten Heimat nach Belgrad geflüchtet war. Der verständliche Haß gegen die Verfolger, die seine ganze übrige Familie in Kroatien ausgerottet hatten, trieb ihn in die Reihe der Jugendbewegung. Dort zeichnete er sich bald durch besondere, oft unbewussten Mut aus, den man fälschlich seiner Eigenheit und Liebe zur gerechten Sache des Widerstandes zuschrieb. Schließlich nahm man ihn in eine kleine Elitegruppe von sechs Mann auf, die mit der Durchführung von Attentaten gegen Gestapoleute und Verräter beauftragt war. Im Laufe von zwei Monaten beteiligte sich Nenad an sieben Mordanschlägen, meistens auf der Straße, unter schwierigsten Verhältnissen; die Stadt war ja voller Uniformen. Die Erfolge, von denen die Okkupationszeitungen haßerfüllt berichteten, sporteten Nenad immer mehr an. Zuletzt erschloß er zusammen mit einem Kameraden, der ein gescheiter und ruhiger Bursche war, einen Offizier der russischen weißgardistischen Einheiten, die unter deutscher Patronanz in Belgrad gebildet worden waren. Dieses Attentat sollte andere russische Emigranten davon abschrecken, sich für diese Truppe anwerben zu lassen.

Desmal konnte Nenad es nicht lassen, einige Stunden nach dem Anschlag an den Tatort zurückzukehren. Eine Delikatessenhändlerin, die in der Früh den ganzen Vorgang durch das Schaufenster ihres Ladens beobachtet hatte, erkannte ihn jetzt wieder und alarmierte sofort die Polizei. Als ihn einige Gendarmen plötzlich umringten, war Nenad so verdetzt, daß er sich widerstandslos festnehmen ließ. Beim Verhör, als er allein und waffenlos den Schergen gegenüberstand, verließ ihn sein Mut vollkommen. Oder glaubte er so fest an seinen guten Stern, daß er es einfach für unmög-

lich hielt, jemand könne ihm etwas antun? Nach einigen Stunden verriet er alle Kameraden. Sie wurden noch am selben Abend verhaftet. Aber sein Verrat rettete ihn nicht das Leben. Er wurde gehängt, nachdem er hatte zusehen müssen, wie die Kameraden, die er ausgeliefert hatte, einer nach dem anderen auf den Galgen gestiegen waren. Das geschah im Hof des Lagers an der Banjica, vor den Augen anderer Häftlinge, die man zu diesem grausamen Schauspiel aus ihren Unterkünften geholt hatte. Sie erzählten später, daß Nenad fürchterlich zu schreien und um Gnade zu flehen begann, als die Reihe an ihn kam. Vorher hatte er blaß und stumm zugehört, wie seine Kameraden gestorben waren. Aber als es ihm an den Kragen ging, wehrte er sich und biß die zwei Henker, die ihn auf den Galgen schleppten. Armer Junge. Er wußte nicht, daß die Kunst, richtig zu sterben, viel schwieriger ist als die Kunst, zu töten.

Karl Wawra:

Schwimmbad, in das kaum noch jemand geht

Schon das Bassin hält sich für viel zu klein. Vorlegen stehen die wenigen Kabinen. Ihr Anstrich, von der Sonne ganz zerstrichen, kann Firnis oder eine Farbe sein.

Verrostet hängt der Dusche Wasserab. Viel wildes Gras wächst auf vertretten Stufen. Nach der Kasserin muß man oft erst rufen. Verwackelt, wie der Zaun ist der Betrieb.

Hier sind die Schmetterlinge nicht so scheu. Der Sommer schlummert ein vor Langeweile. Allein des Fächchens rot und weiße Teile macht jeder Windhauch wiederum wie neu. Der Wasserspiegel grünt ganz unbewegt. Von Bienen tönen die verwunschnen Hecken und Hitz brütet flimmernd in den Ecken, in die der Mittag seine Eier legt.

(Aus der Anthologie „Tür an Tür“)

Franz Michael Schilder:

Aus dem „Requiem auf eine verlorene Zeit“

Wir, die wir warteten in einem kargen Monat. Noch immer so warten und nicht aufbegehren. Wir wollen Aufklärung über unser Schicksal. Wir wohnen nahe den Kehrichtkübeln und am Rande der Abwässer. Unsere Wohnungen werden genannt die Kammern des Todes. Solche sind uns zugewiesen worden von dem Amtern der Wohlfahrt. Die Wände unserer Zimmer sind mit Verwesung übermalt. Manchmal wollen wir sie abwaschen, aber dahinter ist ein schreckliches Muster: Die Tapete aus rotem Samt — Erinnerungen an vergossenes Blut.

Nun wir gewöhnt sind an die Fäulnis, träumen wir nicht mehr von den Sternen. Noch von Vergebung träumen wir, noch hoffen wir auf Gnade.

Aber Aufklärung wollen wir über unser Schicksal. Wir wollen wissen, wann der Regen aufhört, der auschwemmt unsere Schuhe. Wann der Schnee schmilzt, der liegendgeblieben ist auf unserer Schultern. Und das Ende des Sumpfes wollen wir erfahren, wenngleich wir keine Aussicht haben, ihn jemals zu verlassen.

Aquarium

Der Eingang ins Unterbewußte ist das Neoviereck eines Juwelensadens, das Fenster in die Schatzhöhlen der Traum-polyphen. Auf der langen Nadel steckt der mondäne Kopf der Modepuppe, die kostbare Frucht im Zweifelt des Denksteils. O Juwelier; aneinandergereihe Perlen kommen aus den Wimpern des Nachmittagswunders und das Gespräch entrollt sich zum haardürren Fangnetz: Warum weinst du Perlentränen, Tränenperlen, süßer Puppenkopf?

Bin ich nicht eine ganz verlogene Dame? Eine Dame ohne Unterleib. Ohne Mittelteil, ohne Brust. Darum trän' ich Perlen.

Süßer Puppenkopf, ich kenn' dich. Darum weinst du nicht.

Ja, du kennst mich, darum wein' ich nicht, darum wein' ich. Hielt'st du mich denn nicht am Arm? Ging ich nebenan denn nicht an deiner Seite? Lag mein Kopf denn nicht in deinem Schoß? Darum wein' ich Perlen, perle Tränen.

Lüg' nicht, Puppenkopf.

Immer lüg' ich, darum wein' ich nicht, darum wein' ich. Gleich in dir, nebenan, gehe ich an deiner Seite, liegt dein Kopf in meinem Schoß. Ach, was hat man nur mit mir gemacht? Mir die Füße vom Leib abgeschnitten, mir die Hände verbrannt, meinen Unterleib, meinen Mittelteil, meine Brust. Nur als goldverzierter Quallenkopf darf ich noch in deinen Adern schweben.

Soll ich mich hüten, deinen Worten nachzugehen, süße Perlenqualle, über dem, in dem du schwimmst, kenn' ich die Lichter wohl, die Ungestirne. Andreas Schütz

Walter Toman:

Sie will das Gas aufdrehn

Sie will das Gas aufdrehn, während er schläft. Er hat nichts Prinzipielles gegen den Tod. Doch als sie aufsteht vom Bett und hinaus in die Küche geht, ohne Pantoffel, und draußen herumgeht und einmal auch Wasser trinkt,

da hat er diesen Verdacht. Und wie sie wieder im Bett liegt an seiner Seite, da dreht er sich um im Bett und stöhnt ein wenig und macht, als ob er gerade aufwacht, und geht in die Küche hinaus, geht ein wenig herum,

sieht zu den Gashähnen, alle sind zu, und trinkt auch einmal Wasser und legt sich ins Bett neben sie. Und sie vermutet, daß er die Gashähne aufgedreht hat, und sieht ihn zu Decke starren

trotz des tiefen Dunkels der Zinshauswohnung. Und plötzlich packen sie sich an den Händen und eilen beide hinaus und sehen sich beide die Gashähne noch einmal an und lassen sie zu und sehen wieder zu Bett und sagen gute Nacht zueinander und schlafen ein.

Radolf Stibitzl:

Brücke

Bucklig springt die kleine Brücke, gelbes Holz und trockner Schritt, bindet Gassen, bindet Stücke, die ein Fluß voll Tang und Algen einander schmiegt. Büben, die sich schreiend balgen, fallen von den Zierglocken, und in schweigenden Gewändern (durch kein Schickel zu verändern) schreiten schmale, ernste Leiber bogenauwärts, bogenwieder, silberfische bieten Abend, und der Tag wird Abend wieder. Jüngling links und rechts die Hölde treten zaghaft auf die Schwellen, zauberisch die blaue Doldo schüttelt Staub aus dunklem Gold auf die ausgetreten Stellen.